

Dietrich Busse

531

Bedeutung und Bedeutungen

Ein Essai

1. Reflexionen

Im linguistischen Gemeinwissen wie in den verbreitetsten semantischen Theorien wird unterstellt, was im Grunde als Problem und Frage am Ausgangspunkt jeglicher semantischer Überlegung und Forschung stehen müßte: Daß „Bedeutung“ (hier gemeint: von sprachlichen Zeichen und ihren unterschiedlichen Agglomerationen) ein einheitliches Phänomen sei. Müßte recht eigentlich dieses Problem die Leitlinie allen semantischen Fragens sein, so ist doch allenthalben in der Linguistik eine Problemvergessenheit zu konstatieren, die ignoriert, was John Lyons schon vor Jahrzehnten hervorhob, nämlich „(a) daß das, worauf man sich [...] mit dem Wort ‘Bedeutung’ bezieht, überhaupt in irgendeiner Form existiert; (b) daß alles, was als ‘Bedeutung’ bezeichnet wird, seiner Natur nach ähnlich oder gar identisch ist“.¹ „Identitätsprämisse“ und „Homogenitätsprämisse“ sind Ausweis jahrtausendealter, platonisch geprägter Sprachauffassungen, deren Revision nicht erst seit Wittgenstein II ansteht. Die linguistische Semantik muß sich jedoch - will sie zu einer eigenständigen Bestimmung ihres Gegenstandes kommen - von historischen Hypotheken befreien, auch wenn diese im modernen kognitiven Gewand erscheinen. Zu einer solchen Hypothek ist die Homogenitätsprämisse gleich in mehreren, je unterschiedliche Problemlagen aufwerfenden Hinsichten geworden.

Sprachliche Zeichen konstituieren sich (und werden konstituiert) auf verschiedenen Ebenen ihrer Organisation: Mag man den Phonemen noch Zeichencharakter absprechen, obgleich sie mit Differenz und Wert zwei wesentliche Eigenschaften seiner Saussureschen Bestimmung aufweisen, so ist der nächsthöheren Organisationsebene, den Monemen oder Morphemen, Bedeutung auch dann nicht abzusprechen, wenn in verkunsteten / morphologischen Definitionsbemühungen gerade dies erstrebt wird.² Panisch geradezu wird hier vermieden zuzugestehen, was doch die naheliegendste Vermutung ist: daß die sogenannte „grammatische (morphosyntaktische) Funktion“ mancher Morphemtypen (für Flexion und Derivation) und die lexikalisch-semantische „Bedeutung“ anderer sich nicht - wie gerne unterstellt wird - unterscheiden wie „Bedeutung“ und „Nicht-Bedeutung“, sondern zwei verschiedene, daher auch unterschiedlicher theoretischer wie empirisch-deskriptiver Herangehensweisen bedürftige Spielarten des polymorphischen Phänomens „sprachliche Bedeutung“ darstellen. Ein homogenitätsfixierter Bedeutungsbegriff, wie er noch immer übliches linguistisches Allgemeingut ist, zwingt, auszugrenzen, was doch erst eingemeindet und erklärt gehört: das „Grammatische“, das angeblich so frei von herkömmlich-ontologisierend gedachter (Wort-)Semantik ist. Wobei doch gilt: Funktion und Bedeutung sind zwei Seiten derselben Münze, „Grammatisches“ und „Semantisches“ zwei Aspekte ein und desselben semiologischen Funktionierens.

532

¹ Lyons 1983, 128.

² „Das Morphem ist die kleinste vom Sprecher in ihren verschiedenen Vorkommen als formal einheitlich identifizierbare Folge von Segmenten, der (wenigstens) eine als einheitlich identifizierbare außerphonologische Eigenschaft zugeordnet ist.“ Wurzel 1984, 48.

Geht man eine Stufe weiter, so ist man scheint's im Kern semantiktheoretischen Begreifens angekommen; ist doch Wortbedeutung Kern und Rahmen aller bisherigen begrifflichen Verkürzungen. Semantische Modelle homogenisierten das polymorphe Phänomen Bedeutung stets auf Wortbedeutung hin, mißachtend die anderen Ebenen semiologischer Organisation der Sprache. Noch nie jedoch konnte atomistisch konstruierte Wortbedeutungsagglomeration eine diesen Begriff verdienende Satzsemantik ersetzen, zu schweigen gar von Textsemantik. Homogenisiert (und damit des Lebendigen beraubt) ist Wortbedeutung als Konzept nun aber auch für's Wort (als elementarer wie zentraler Zeicheneinheit) selbst. Nicht Wortbedeutung also wird erklärt, sondern ein Teil nur dessen, was die Wort genannten Einheiten semiologisch leisten; realsemantische Verkürzungen also allenthalben, Referenzbeziehungen ontologisierend, die auf's Ding sich beschränken, wie man's anfassen, sehen, riechen, schmecken kann. Wo Wortzeichen meinen, was dies nicht ist (*Freiheit, Liebe, und, doch, Bedeutung, Selbst*), langt solch Bedeutungskonzept nicht mehr aus, muß andere Erklärung her, der es doch mangelt, ist noch nicht einmal das Problem als solches erkannt. Homogenität als fragwürdiges, naturwissenschaftelnd motiviertes Ideal theoretischer Begriffsbildung verfehlt den Gegenstand „Wortbedeutung“ um Weiten, reagiert - logizistisch-philosophisch gespeist - nicht auf die Polymorphie des zugrundegelegten / Objekts des Erkenntnisbemühens, die Grundlage und Maßregel sein muß, will die Semantik verdienen, was sie doch werden (wenn nicht schon sein) sollte: sprachwissenschaftlich im vollen Sinne des Wortes genannt - nennbar - zu werden. Linguistische Semantik also - überraschend: auch und gerade Wortsemantik - steht am Anfang erst derjenigen Aufgabe, die ihr Ziel eigentlich doch von Anbeginn hätte gewesen sein müssen: die Vielgestaltigkeit von „Bedeutung“ nach verschiedenen Typen und Funktionen der Einheit „Wort“ auszudeklinieren, in Begrifflichkeit und Beschreibungsinstrumentar zu packen, das mehr ist als das komponentialistische Besteck für die allein bisher von semantiktheoretischer Bemühung erfaßten Konkreta. Bedeutungskonzepte braucht's jeweils anscheinend nicht nur für die semiologisch deutlich sich scheidenden Wortarten (neben den bisher allein erfaßten so genannten „Autosemantika“ wie Verben, Substantive, Adjektive also für die Wegwerfeimerklasse der so genannten „Synsemantika“: Präpositionen, Konjunktionen, Partikeln, Interjektionen usw.). Wichtiger noch ist, daß auch innerhalb der einzelnen Klassen Differenzierung nicht vermeidbar ist. Berührt sich hier „Funktion“ und „Bedeutung“, wenn festzustellen ist, daß semiologisch *Liebe* anders sich verhält als *Stock*, und *Hiebe* anders wohl als *Bock*? Daß *Diebe* und *Eigentumsvorbehalt* sich zugleich semantiktheoretisch unterscheiden und doch funktionale und pragmatische Gemeinsamkeiten haben? Daß *aber, als, wohl, doch* und *nur* zwar auch verweisen, auf anderes und anders aber doch wohl als die *Rose* in ihrer vielbemühten *Röte*? Verwundert dann die Feststellung, daß Wortsemantik doch, bei aller zu begrüßenden neugewonnenen und präzisierten Erkenntnis für einzelne Teilphänomene, ihrer angemessenen und Polymorphes gleich welcher Gestalt zugleich und gleich gewichtet umfassenden Erklärung und begrifflich-theoretischen Begründung noch immer harrt und deshalb wohl erst am Anfang dessen steht was wirklich „linguistisch“ zu nennende Semantik sein könnte?

533

Doch sehen wir noch eine Ebene weiter. Äußern wir uns in Sätzen, nicht in Wörtern, muß Satzsemantik ein eigenes Zentrum semiologischen Bemühens sein. Von einer solchen zu sprechen (noch immer ist der Begriff verpönt bei solchen, denen „Syntax“ dafür ausreichend scheint) muß Abkehr voraussetzen vom komponentialistischen Mißverständnis, das mit (realsemantisch ontologisierend verkürztem) Wortbedeutungsbegriff schon erklärt haben will, was als eigene Ebene semiologischer Konstitution doch allererst erklärt werden muß. Ist es nicht Zeichenwert, was zum Beispiel die Wortstellung von Verbgruppen im Nebensatz als grammatisch ernstzunehmendes Phänomen ausmacht? Ist nicht zeichenhaft, wenn eine markierte Form von einer sogenannten „Normalform“ abweicht? Muß nicht die Syntax überhaupt erst semantisch auf den Begriff gebracht werden, bevor sie ernsthaft beanspruchen kann, mit den anderen Ebenen linguistischer Erklärung integriert zu werden (nicht etwa, wie allenthalben zu hören, sie zu dominieren)? Auch hier muß von „Bedeutung“ sprechen, wer Semantik als linguistische Aufgabe ernst nimmt. Doch nicht genug: Auf der Ebene des vollständigen, einen kommunikativen Zweck selbständig ausfüllenden (komplexen) Zeichens,

534

als das wir den „Satz“ - entkleiden wir ihn seiner bisherigen logiktheoretischen Dominae³ - begreifen sollten, entfalten sich neue Dimensionen von „Bedeutung“, die komponential-reduktionistisch niemals einzuholen wären. Nicht nur alte Schulweisheit, wonach die Summe mehr als ihre Teile, ist einschlägig hier, sondern neue Erkenntnisse, die „Satz“ seinen Ort geben im alltäglichen Handlungsgefüge⁴, in Austinsch beschriebenen Zielsetzungen, in Rahmen vorausgesetzten Wissens, das nur in logischer Verarmung auf „Präsupponieren“ verkürzt werden kann. Ist „Verweisen“ („Referenz“) nicht vollständig neu zu durchdenken, bezieht man diese Dimensionen satzbezogener Bedeutung ins Definieren ein? Und müssen nicht auch hier die Funktionen, die einen Diebstahlparagraphen unterscheiden von der schwarzen Milch der Frühe, den Werbeslogan vom Te Deum, die Zuganzeige auf dem Bahnhof von der philosophischen These, die alltägliche Begrüßung von der Abendnachricht, zu je gesonderten Erklärungen stets führen? Auch hier also ein Anfang erst semantischen Begreifens.

Fast gewagt erscheint es, noch weiter den Schritt zu lenken auf das, was zwar die Philologen stets beschäftigt, die Linguisten doch stets abgeschreckt hat: „Textbedeutung“. Zwar spricht man davon, doch fällt es schwer, eine Methode der Beschreibung sich zu denken, die anschließt an das Inventar, mit dem man „Bedeutung(en)“ der schon genannten Ebenen zu erfassen gewohnt ist. Zwar gibt's Gemeinsames, man kann von Isotopien sprechen (wie Greimas⁵ und seine Anhänger), doch schließt es nicht an alte Modelle der Bedeutung des einzelnen Wortes? Und was ist dann noch der Unterschied zwischen Wort-, Satz- und Textsemantik, den es zweifelsohne gibt? Wohl kann man Textsemantik treiben, wie mans in der Satzsemantik gewohnt ist: als komponentialistische Verlängerungen desselben alten wortsemantischen Mißverständnisses. Doch wäre nicht zu sprechen von anderen Dimensionen der Bedeutung, die Linguisten allzu selten nur erwägen: poetisch erfahrbare, freudianisch analysierbare, diskursanalytisch⁶ erschließbare, werbepsychologisch feststellbare, sprachkritisch hinterfragbare, kulturalanalytisch dechiffrierbare, theologisch-religiös geglaubte, juristisch determinierte und was der / anderen Aspekte von „Bedeutung“ noch sein mögen? Können wir - wissenschaftlich präzise - von etwas sprechen, was mehr doch Praxis ist als wissenschaftlich prüfbares Produkt? „Textbedeutung“ erscheint als das, was wir mit einer komplexen Verkettung sprachlicher Zeichen anzufangen bereit sind. Es schafft Verknüpfungen - zu anderen Texten und dem was wir davon (noch) wissen; zu dem was uns im Geist bewegt; zu Assoziationen, die sich häufiger noch aufdrängen als daß wir sie schon suchten; in mühevoller Arbeit zu dem, was wir zur Befriedigung unseres Verstehensdrangs benötigen; zu einer Aufgabe, die wir lösen müssen, ob wirs wollen oder nicht; zu einem Lebenskontext, in dem die Zeichenkette wesentliche Funktion hat, sei eine heilige oder eine profane, sei sie mit Macht verknüpft oder davon (zumindest scheints uns) frei. Wir gebrauchen Texte - Zeichen und ihre vielfältigsten Agglomerationen - und nur daher bekommen sie (mag es nun manch einem Linguisten schmecken oder nicht) für uns doch ihren Sinn. Man kann es „Funktion“ nennen, „Gebrauch“ oder „Bedeutung“ - stets dieselbe Sache ist es doch, um die wir uns (auch wissenschaftlich) bemühen. Man kann dieses Benutzen der Sprache theoretisch-sezierend reduzieren: aufs Logische (wie es seit Frege für Viele Credo ist); aufs Psychologische (heut sagt man: Kognitive) - und muß doch erst erklären, was man damit meint; oder linguistisch-deskriptiv durch Listen und Matrizen. Immer aber erklären wir, was wir erklären wollen, mit demselben Instrument, auf das unsere Untersuchung sich richtet. Bedeutungen beschreiben können wir - indem wir neue setzen. Wir ersetzen also Bedeutungen durch Bedeutungen, kommentieren Wort mit Wörtern, Satz mit Sätzen, Text mit Texten, die alle wieder uns zurückwerfen auf die Fragen, von denen unser Bemühen seinen Ausgang nahm. Als „wissenschaftlich“ erscheint, wenn wir in dieses Unterfangen Pflöcke einschlagen: Begriffe, Definitionen, Modelle, Schaubilder; Pfosten, an denen wir die rettenden Seile zu verankern uns bemühen, die uns den Halt geben sollen, den wir im Durchschreiten des unsicheren Ge-

535

³ Niemandes Ancilla sollte die Semantik sein.

⁴ Schon Bühler 1934 hob dies hervor.

⁵ Greimas 1971.

⁶ Nach Foucault 1971.

länden unseres Gegenstandes so dringend benötigen. Wir sezieren, wir ordnen und gliedern, wir komponieren (oder konstruieren). So schaffen wir das, wovon wir glauben, daß es im sprachlichen Produzieren auch tatsächlich wirksam ist: „lexikalische Bedeutung“, „semantisches Merkmal“, „Prototyp“, „Stereotyp“, „Satzbedeutung“, „Referenz“, „Illokution“, „Präsupposition“, „concept“, „frame“, „Feld“, „Relation“, „semantisches Netz“, „Textbedeutung“ usw. usf. Die Praxis aber, die Art, wie wir mit Zeichen, Texten umgehen, wie wir mit ihnen arbeiten und was wir aus ihnen - für uns wie für andere - machen, entscheidet über ihre „Bedeutung“. Wir nutzen die Sprache - ohne sie jedoch in der Hand zu haben; sie macht mit uns, wozu wir in ihr gebildet wurden. Und doch können wir unseren Gebrauch, unseren Nutzen, ja selbst unsere scheinbar so selbstläufigen Assoziationen verändern. So bleibt Bedeutung / für uns niemals gleich, ändert sich, wie sich die Einbettung der Zeichen in immer neue Umgebungen für uns ändert. Die Schimäre, die die Bedeutung (seis des Wortes, des Satzes, des Texts) für uns ist, ist doch das einzige Fundament, auf dem unsere gewußte Welt ruht. Für die Bedeutung gilt, was der Philosoph unseres Jahrhunderts zum „Meinen“ mit Sprache sagte: „es ist ja, gleichsam, ein Traum unserer Sprache.“⁷

536

2. Wum & Wendelin

Wendelin: Mutti, Mutti ... hast du heute die gute Sana-Alpenvollmilchschokolade mit den vielen Aufbaustoffen?

Wum: Ja ...

Wendelin: Mit der Milch von den fröhlichen Frisch-Luft-Kühen?

Wum: Ja ...

Wendelin: In der elastischen Klarsichtpackung?

Wum: Ja ...

Wendelin: Die mag ich nicht!

Sprache, wie wir sie heute zu sprechen, schreiben, hören, lesen gewohnt sind, ist die Herrschaft des Üblichen. Das Übliche als unser ihren Gebrauch leitendes Prinzip ist nicht nur etwas Zufälliges, Unvermeidbares, wie es zu unser anthropologisch beschreibbaren Grundausstattung gehört; es ist auch etwas Gewolltes, Hervorgebrachtes, historisch Gewachsenes. Bürgertum trainierte - wie vordem der Adel das Reiten, Fechten, Tanzen, Jeu de Paume - den Gebrauch nicht nur der Sprache, nein, der richtigen, angemessenen, Ansehen, Anerkennung, Bestätigung und Aufstieg verheißenden Sprache.⁸ Trainiert wurde nicht nur das Sprechen als solches; wichtig war vielmehr, was gesprochen wurde. Konversation meinte ja (es bedurfte für diese Erkenntnis nicht erst der bekannten Prinzipien⁹) mehr die Form, war doch der Inhalt als solcher ziemlich beliebig, wahrte er nur dieselbe. Beliebigkeit des Inhalts bei Beachtlichkeit der Form führte zum formelhaften Sprechen - der Wüstmann ist im Schiller vorausgenommen.¹⁰ An diese eingeübte Haltung knüpfte moderne wirtschaftende Sprachstrategie zwanglos an: Merkverse, -zeilen, -worte, leicht hinein und leicht hinaus aus dem Gedächtnis vorzukramen, beliebig / fast anzuwenden in einer Vielzahl von Momenten. Zu kombinieren wie Elemente aus dem Baukasten.¹¹

537

Mutti, Mutti ... er hat heute überhaupt nicht gebohrt!

..., aber diese Assoziation ist vielleicht doch nicht gewollt (oder doch vom - satirischen - Autor?).

⁷ Wittgenstein 1971, § 358.

⁸ Linke 1996.

⁹ Grice 1968.

¹⁰ Folgt man von Polenz 1978.

¹¹ „Lego-Wörter“ wollte Pörksen 1988 sie nennen, bevors der Worteigentümer ihm verbot; so blieben ihm nur blässere „Plastikwörter“.

Gute Butter

Die „schlechte“ gabs nicht, nur die Margarine, das erste Industrieprodukt, das mit Erfolg zum Massenartikel im Bereich der Nahrung wurde („Butter statt Margarine“ betitelte Sternheim drum gar einen zeitkritischen Artikel). Massenartikel, wie es Werbesprüche heute sind.

Aufbaustoffe

Wort-Chiffre ohne echte Referenz, allseitig einsetzbar um Wirkung zu erzielen, die jenseits liegt von benennbarer, bezifferbarer Bedeutung, wie *-echt* mittlerweile schon auf der Ebene der Morpheme (*gefühls-, wasch-, farb- ...*). Verschleierte, verdeckte, was eigentlich als Sache zu benennen wäre am beworbenen Ding: was es enthält, und was semantisch wohl in Gegensatz steht zum verführenden Wort (Ungesundes, jedenfalls Problematisches).

Die Milch der frommen Denkungsart

Ist sie gemeint vom satirisch vorgeführten „gespielten“ Autor - oder doch wohl eher vom echten? Denunzierend, was vorausgesetzt (wenn schon nicht angespielt) wird in solchen künstlich „fröhlichen“ Sprüchen.

Frisch-Luft, Frei-Land, Landliebe, Natur Pur

Assoziationsgerichtet, immerhin Deutungen freisetzend, wo schon Bedeutungen fraglich sind. Gefühl mehr als Verstand, was hier an-gesprochen ist. Mehr be-sprochen, beschworen als benannt oder bedeutet.

elastisch - aseptisch

... mehr nicht? Unberührbar, ewig schön, elastisch-praktisch-gut.

Die mag ich nicht! /

Führt uns der Autor (der echte unverfälschte Bülow) mit der Pointe vor, wie man sich verhalten kann gegenüber solchem Sprechen - das für uns ja nur ein Hören(müssen) ist - indem man auf dem eigenen Urteil, der Abneigung gegen Floskeln, der „echten“ Sprache beharrt? (Führt uns die Zelebration dieser Abneigung aber nicht - nach dem „Tod des Subjekts“¹² - auf falsche Fährten?) Der Mikrotext entfaltet Beispiel und Kritik, führt vor, was er erklären will am Funktionieren mancher Sprache und zugleich, wie man sich ihm entziehen kann - obwohl man ihm doch ausgesetzt ist, ob man will oder nicht.

538

3. Was ein Kind gesagt bekommt von Bert Brecht (und seinen Eltern)

Der liebe Gott sieht alles.

Man spart für den Fall des Falles.

Die werden nichts, die nichts taugen.

Schmökern ist schlecht für die Augen.

Kohlentragen stärkt die Glieder.

Die schöne Kinderzeit, die kommt nicht wieder.

Man lacht nicht über ein Gebrechen.

Du sollst Erwachsenen nicht widersprechen.

Man greift nicht zuerst in die Schüssel bei Tisch.

Sonntagsspaziergang macht frisch.

Zum Alter ist man ehrerbötig.

Süßigkeiten sind für den Körper nicht nötig.

Kartoffeln sind gesund.

Ein Kind hält den Mund.

Phrasen (Linguisten sagen: Phraseologismen) fristen eine Randexistenz im linguistischen Sprach-Bild. Doch könnten sie lehren, was auch für die nicht so genannte „normale“ Sprache gilt: daß Sprachgebrauch Nachmachen ist von Vorgemachtem. Dem Ideal nach fügen wir mit unserem sprachlichen Wissen Morphem an Morphem, Wort an Wort nach wohlgeformten Regeln, zu Sätzen, deren erstmalige Erfinder wir sind in Benutzung unseres erworbenen Instruments. Was aber an dem, was ein Kind gesagt bekommt nach Brechts wohlgewählten Sprüchen, ist originale sprachliche Komposition? Sprechen wir nicht alle nach, was unsere Eltern und andere Älteren uns vorgesprochen haben? Ist nicht Zitat die Grundlage allen frühen Sprechens? Nicht umsonst wird „Jugendsprache“ auch genannt, was Zitat-und-Montage-Technik des gruppenhaften (peer-group-haften) Sprachgebrauchs (Mit-Sprache-Spielens) ist.¹³ Zitat-Technik - selbst hier funktionabel, wo der / Dichter das ewige, penetran-

539

¹² Foucault zugeschrieben.

¹³ Schlobinski/Kohl/Ludewigt 1994.

te, dumpf nachsprechende Zitieren als kritisierbare Haltung bloßlegen will - ist untrennbar mit dem Funktionieren von Sprache selbst verbunden. Was ist das Befolgen der sprachlichen Regeln anderes, als ein Nachmachen nach erfahrenen Vorbildern?¹⁴ Ein Kind hält nicht den Mund; es spricht nach, spielerisch zunächst, füllt seinen Tag mit Gehörtem an, wiedergegeben, als sei es sein eigenes. Kinder unterscheiden nicht zwischen Eigenem und Fremdem, sie eignen sich an, was ihnen begegnet - gerade und vor allem, was dies in der Sprache tut. Auch Ältere noch können sich ja diesem Drang kaum entziehn. Empfinden nicht die Eltern, die Brecht hier zitiert, das Gesagte ebenfalls als Eigenes, obwohl es doch nur ein abertausendemale Nachgesprochenes ist? Sprechen wir nicht alle vom Hörensagen, selbstverliebt in die Fülle des von uns je Erworbenen? Was unterscheidet das Gerücht, sofort wieder ausgeplaudert wie Selbsterlebtes und Ersagtes, vom Nachplappern einer Formel („Lebensweisheit“ oft genannt), was den Geflügelten Spruch vom spielenden Wiederholen des Kindes? Ist schöpferischer Gebrauch der uns mitgegebenen (und übergebenen¹⁵) Sprache nicht auch stets ein Spielen mit dem bereits Vorhandenen? Ist Weltwissen (sowohl das der Weltweisen als auch ihres schillernden Kritikers) nicht stets nur Zitat¹⁶, und ist diese Zitathaftigkeit nicht ins Spiel gebracht nur und gerade durch den Grundzug von Sprache? Be-deuten ist ein Spielen mit unserem Wissen;¹⁷ aber nicht nur Spieltrieb, auch bitterer Lebensernst und Notwendigkeit führt uns zum Aus-deuten. Wir deuten, weil wir anders nicht überleben können in einer Welt, in der wir von unsereins nicht die Einzigen sind.¹⁸ Drum ist Bedeuten nichts Einmaliges, Festes, Unverschiebbares. Weil wir die Zitate und Nach-Sprüche, mit denen wir - stammelnd erst noch - als Kinder die Sprache unserer Älteren lernten, bald zu gebrauchen wußten zu mannigfaltigen Situationen und Zwecken, lernten wir auch, daß sie Vieles bedeuten konnten je nach Stimmung, Richtung, Ziel und An-gesprochenem. Wir lernten, daß wir deuten müssen, indem wir das Vernommene einordnen in den Zusammenhang, der es für uns in einen Sinn stellt; einordnen in ein Wissen oft, Ahnen¹⁹ manchmal, das gespeist ist aus unseren Erfahrungen mit allem je von uns Gehörtem, Gelesenen. So übten wir, den / Zeichen und ihren Verkettungen je wieder einen Sinn zu geben, verschieden mitunter nach den verschiedenen Momenten und Richtungen ihrer Benutzung. Wir lernten, was wir „Bedeutung“ nur nennen, wenn wir es außerhalb unseres Alltags zu benennen haben. Im Alltag leben wir im Bedeuten, und es käme uns nicht in den Sinn, es auf Eines (oder Eindeutiges) beschränken zu wollen. Nur wenn wir am Feiertage unserer Sprache²⁰ über sie reflektieren, wird „Bedeutung“ zum Problem.

540

¹⁴ Lewis 1969; erläutert in Busse 1987.

¹⁵ Für Herder wichtig als Fundament der Entstehung von Nationalsprache.

¹⁶ Derrida will dies uns nahebringen.

¹⁷ Dazu Busse 1991.

¹⁸ Für Mead fängt dieses - für den Funktionierensgrund unserer Sprache und überhaupt Kommunikation (hier zunächst Geste genannt) so wichtige - Deuten schon beim seinen Rivalen durch Brüllen abschreckenden Löwen an (1934, 90 ff.).

¹⁹ Husserl unterschied darum „Bedeutungsverleihung“ von „Bedeutungserfüllung“ (1913, 38).

²⁰ Frei nach Wittgenstein 1971: „Philosophie ist, wenn die Sprache feiert.“ (Hier: Sprachwissenschaft – D.B.)

4. Angelesenes

Bühler, Karl: Sprachtheorie. Jena 1934.

Busse, Dietrich: Historische Semantik. Stuttgart 1987.

Busse, Dietrich: Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik. Opladen 1992.

Derrida, Jacques: Grammatologie. Frankfurt am Main 1974.

Foucault, Michel: Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt am Main 1971.

Greimas, Algirdas Julien: Strukturele Semantik. Braunschweig 1971.

Grice, Herbert Paul: Logik und Konversation. (1968) In: G.Meggle (Hg.): Handlung, Kommunikation, Bedeutung. Frankfurt am Main 1979.

Herder, Johann Gottfried: Abhandlung über den Ursprung der Sprache (1772). In: Herder: Sprachphilosophie. Ausgewählte Schriften. Hamburg 1960.

Husserl, Edmund: Logische Untersuchungen. Band II, 1. Tübingen 1913.

Linke, Angelika: Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1996. /

Lewis, David K.: Konventionen. Ein sprachphilosophischer Essay. (1969) Berlin / New York 1975.

Mead, George Herbert: Geist, Identität, Gesellschaft. (1934) Frankfurt am Main 1973.

Lyons, John: Die Sprache. München 1983.

Pörksen, Uwe: Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur. Stuttgart 1988.

Polenz, Peter von: Geschichte der deutschen Sprache. Berlin / New York 1978.

Schlobinski, Peter; Kohl, Gaby; Ludewigt, Irmgard: Jugendsprache. Fiktion und Wirklichkeit. Opladen 1993.

Wittgenstein, Ludwig: Philosophische Untersuchungen. Frankfurt am Main 1971.

Wurzel, Wolfgang Ulrich: Flexionsmorphologie und Natürlichkeit. Berlin 1984.

541